

Deutsche  
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balle, Prof. Dr. H. Bartsch, Prof. Dr. A. Bachstein,  
Prof. Dr. G. Behagel, Prof. Dr. Böttlinger, Prof. Dr. H. Büchner, Dr. F. Böhmer,  
Dr. A. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Döring,  
Prof. Dr. K. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. T. Geiger, Dr. A. Hamel, Dr. E. Heintze,  
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. A. Schr. v. Tilseneron, Dr. G. Milchsack,  
Prof. Dr. J. Mörner, Dr. F. Münzer, Dr. P. Neerlich, Dr. H. Oesterle, Prof. Dr. H. Palm,  
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenburg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof.  
Dr. H. J. Schröder, A. Steiner, Prof. Dr. H. Steen, Prof. Dr. f. Wette  
Dr. L. Wendeler, Dr. Ch. Zölling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

16. Band

Sebastian Brants Narrenschiff

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

K 237 = G 234

G. F. Z. B.

D. D. 1920

AK 6517:16

Sebastian Brants

Narrenschiff

Herausgegeben

von

Dr. F. Böhmer



Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten



Druck von B. G. Teubner in Leipzig

## Einleitung.

Das berühmte Buch, welches den Inhalt des vorliegenden Bandes ausmacht, hat bereits die berufensten Gelehrten, und zwar mit dem besten Erfolge, beschäftigt. Der Herausgeber und Erklärer kann sich auf ausgezeichnete Vorarbeiten stützen und hat die Pflicht, von vornherein anzuerkennen, daß er, was das Verständnis der Worte und des Sinnes betrifft, seinen Vorgängern fast alles verdankt. Dasselbe gilt von dem, was wir über das Leben des Verfassers beizubringen haben, ein Leben, das im ganzen wie im einzelnen viele interessante Züge zu dem Gesamtbilde einer Zeit liefert, die, auf der Grenze zweier grundverschiedenen Lebensalter unserer Nation stehend, dem nach dem Zusammenhange der Kulturgebiete und der Kulturercheinungen suchenden Forscher ein immer wieder mit neuen Problemen lockendes Arbeitsfeld darbietet.

Bei alledem hat der Herausgeber des Narrenschiffes immer noch einen schweren Stand, falls er seiner Aufgabe gerecht werden will. Dies liegt zum Teil an den trotz der tüchtigen Vorarbeiten immer noch in ziemlicher Anzahl vorhandenen Schwierigkeiten des Verständnisses einzelner Stellen, viel mehr aber noch daran, daß das Werk sowohl als der Verfasser von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus aufgefaßt werden kann, und

Sebastian Brants Narrenschiff.

daß die Wahl und Anordnung dieser Gesichtspunkte gerade hier in besonders hervorragender Weise von der besonderen Stellung des Betrachters abhängen. Das Narrenschiff ist eine Dichtung, und zwar eine didaktische Dichtung moralischen Inhalts, es ist ein litterarisches Denkmal einer Zeit, in der sich die bedeutendsten Veränderungen auf den wichtigsten Kulturgebieten anbahnten, und es ist endlich trotz seines compilatorischen Charakters der Ausdruck einer ausgeprägten individuellen Gesinnung und Betrachtungsweise. Wie kann unter solchen Umständen die Subjektivität des Betrachters schweigen, ohne überhaupt auf ein Urtheil zu verzichten, welches doch überall gleichsam herausgefordert wird! Wie kann gerade dem großen Kreise der Gebildeten gegenüber, an die sich doch unsere Arbeit wendet, der Darsteller, will er nicht unerträglich trocken werden und die berechtigten Erwartungen der Leser täuschen, die Beurteilung des Mannes im Lichte einer allgemeinen historischen Ansicht umgehen! Wie vermag er die Bedeutung des weltberühmten Buches ohne Herbeiziehung von Erörterungen, die von der Erklärung des Einzelnen ziemlich abliegen, ins rechte Licht zu setzen! Mögen es uns unsere Leser also zu gute halten, wenn wir ihnen im Eingange unserer Betrachtung die Schwierigkeiten derselben andeuten. Wir haben im folgenden versucht, sie zu überwinden, soweit dies hier erwirkt werden kann. Wenn uns dies nicht nach Wunsch gelungen, so wird das Gesagte uns als Entschuldigung, unseren Lesern vielleicht als Anregung zur Bildung eines eigenen abweichenden Urtheils dienen.

Sebastian Brant wurde im Jahre 1457 (oder 1458) zu Straßburg geboren und starb in derselben Stadt den 10. Mai 1521. Sein Leben zerfällt in drei Perioden, in die Zeit der Kindheit und früheren Jugend bis zum Eintritt in die Universität Basel im Jahre 1475, in die Baseler Zeit bis 1500 und in die Straßburger bis zu seinem Tode. In Basel finden wir ihn als Studenten und Professor, in Straßburg als hervorragenden Beamten der freien Reichsstadt.

Er war der Sohn Diebolt Brants, des Gastwirts zum goldenen Löwen in Straßburg, und der Barbara geborenen Packer. Sein Großvater, welcher ebenfalls den Namen Diebolt trug, war zwischen 1439 und 1461 achtmal Mitglied des großen Rats seiner Vaterstadt gewesen und hatte in dieser Körperschaft die Zunft der Weinhändler vertreten. Seine beiden jüngeren Brüder Matthias und Johann wurden der erstere Buchdrucker, der letztere Wirt des väterlichen Gasthofes. Die große Bedeutung, welche er zeitlebens einer guten und sorgfältigen Erziehung beilegte, läßt vermuten, daß er einer solchen viel verdankte. Von wem und wo aber er zur Universität vorbereitet worden, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Man kann an Dringenberg in Schlettstadt oder an Johann Müller in Straßburg denken, jedenfalls hat er eine Zeitlang eine auswärtige Schule besucht, wozu sehr gut stimmt, daß das Schulwesen seiner Vaterstadt damals noch ziemlich im Argen lag.

Im Herbst des Jahres 1475 bezog Brant die Universität Basel und

trat zunächst in die philosophische oder, wie man damals sagte, Artistenfakultät ein. 1477 erlangte er den untersten Grad in derselben, den eines Baccalaureus, und trat nunmehr in die juristische Fakultät über. Die Auffassung, welche man damals von der akademischen Ausbildung eines Juristen hatte, war von der unserer Zeit sehr verschieden, man würde aber der unserigen unrecht thun, wenn man die damals geforderte viel längere Studienzeit als ein Zeichen dafür ansähe, daß man vor vierhundert Jahren eine bessere und zweckmäßigere Bildung verlangt hätte. Dem ersten war die Vorbereitung für die Universitätsstudien eine schlechtere und ungleichmäßigere als jetzt, und zweitens, was die Hauptsache ist, gab die Universität nicht allein die wissenschaftliche Vorbildung, sondern die gesamte juristische Bildung überhaupt, die zur sofortigen Übernahme eines selbständigen juristischen Amtes befähigte. Der tiefere Grund dieser Zustände lag in dem vollständigen Mangel einer von kirchlich-dogmatischen und privatrechtlichen Voraussetzungen unabhängigen Staatsidee. Infolgedessen fehlte auch jede Vorstellung von einer Autorität außerhalb der korporativ-selbständigen Universitäten, welche befugt gewesen wäre, irgend einen Befähigungsnachweis, eine Anerkennung jemandes als im Besitze einer bestimmten und bestimmte Rechte verleihenden Bildung zu verlangen oder herbeizuführen. Wie die Schuhmacherzunft allein bestimmte, wer Schuhe machen dürfe, so entschied die juristische Fakultät, wer Richter sein, die medizinische, wer die Heilkunst ausüben dürfe. Diese tiefgreifende Verschiedenheit der Ansichten jener Zeit und noch eines geraumen Zeitabschnittes später und dessen, was heutzutage als selbstverständlich angesehen wird, muß man bei der Beurteilung des gesamten Bildungswesens des XV. bis XVII. Jahrhunderts im Auge behalten, wenn man nicht vieles mißverstehen und falsch beurteilen will. Jedenfalls wird durch das Gesagte die Thatfache vollkommen erklärt, daß Brant erst im Jahre 1484 sein juristisches Studium abschloß und den Grad eines Licentiaten des kanonischen Rechts erhielt, wodurch ihm die Befähigung zugesprochen wurde, als Rechtslehrer und als Rechtsanwalt (Advokat, Fürsprech, Prokurator) thätig zu sein. Daß die Erreichung des Licentiatengrades eine erwünschte gefällige Stellung und die dadurch dem Inhaber eröffnete Amtsthätigkeit ein genügendes Auskommen sicherte, darf wohl daraus geschlossen werden, daß Brant sich schon 1485 verheiratete. Seine Gattin hieß Elisabeth Burg. Es sei hier sogleich erwähnt, daß aus der Ehe sieben Kinder hervorgingen. Ein Sohn Dnophrius und zwei Töchter, Euphrosyne und Anna, werden genannt, die beiden letzteren heirateten in der Folge angesehene Männer in Straßburg. Fünf Jahre, nachdem er Licentiat geworden, also 1489, promovierte Brant als Doktor beider Rechte, das heißt des bürgerlichen oder römischen, denn damals stellte man sich als weltliche Rechtswissenschaft nur das Studium des römischen Rechts vor, und des kanonischen oder Kirchenrechts. Damit hatte er die höchste wissenschaftliche, von der Universität zu verleihende Würde in seinem Fache erreicht.

Wenn wir uns von der Schul- und Universitätsbildung unseres Mannes ein Bild machen wollen, so erinnern wir uns zunächst daran, daß seinerzeit der Gebrauch der lateinischen Sprache zum mündlichen wie zum schriftlichen Gedankenausdrucke den Gelehrten überhaupt ausmachte. Dazu kam eine strenge und sehr komplizierte, nach unseren pädagogischen Begriffen aber höchst unpraktische logisch-rhetorische Schulung. Zarnde hat an geeigneter Stelle, worauf wir verweisen, Belege von der unglaublichen Verschrobenheit dieser Disziplin beigebracht, und es beweist Brants' gesunde Takt, daß er sich dagegen auflehnte.\*) Das Griechische, welches gerade damals durch den eine Zeitlang mit Brant befreundeten Neuchlin, seinen älteren Studiengenossen in Basel, als höchst wichtiges Element in die gelehrte Bildung einzutreten begann, war ihm nur wenig bekannt. Er mußte die Buchstaben und eine Anzahl Vokabeln, er war zum Griechischen recht eigentlich zu früh gekommen. Aber auch das Lateinische hatte für ihn kaum die Bedeutung einer auch nur angebahnten Einführung in den Geist des Antiken. Von den Realien, Mathematik, Physik, Geographie, scheint er wenig gehalten und wenig verstanden zu haben. Die gesamte allgemeine Bildung Brants weist mehr zurück auf das Mittelalter als vorwärts auf das anbrechende Zeitalter der Reformation, und auch mit dem Humanismus der Renaissance hatte er geringe Fühlung, wenn ihm auch der Umfang und die Genauigkeit seiner gelehrten Fachkenntnisse einen ansehnlichen Platz unter den wissenschaftlichen Schriftstellern seiner Zeit verschaffte. Von der Dichtung des Mittelalters scheint er wenig gekannt zu haben. Wenn er auch den Freidank herausgab, so war ihm doch nur der Lehrgedicht interessant und das Ganze überhaupt wohl erst später bekannt geworden, die ritterliche Epik und Lyrik war ihm fremd und wäre auch seinem durch und durch bürgerlichen Sinne unzugänglich gewesen. Seine Auffassung der Geschichte und seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft standen durchaus auf dem Boden der mittelalterlichen Vorstellungen, welche sich namentlich durch zwei uns nicht mehr recht begreifliche Züge charakterisieren, einerseits den völligen Mangel des Begriffs der Entwicklung und des Fortschrittes der Kultur, andererseits die drückende und hemmende Herrschaft kirchlich-dogmatischer Voraussetzungen. Man stellte sich die Zeit Abrahams, Alexanders des Großen und Cäsars genau so wie die Gegenwart vor und nahm die Periodeneinteilung aus dem Propheten Daniel. Auch hier brachte erst das XVI. Jahrhundert Licht oder vielmehr Morgendämmerung. Wie sich Brant zur Zeitgeschichte und Politik stellte, werden wir weiter unten zu erörtern haben.

Da gerade Brants' Universitätsjahre in die Zeit fallen, wo der Kampf der beiden philosophischen Richtungen im späteren Mittelalter, des Realismus und Nominalismus, sehr heftig war und insbesondere die Universität Basel, wohin Johannes a Lapide, ein Stimmführer des Realismus, ge-

\*) Kap. 27. Von unnützen studieren. Im Kommentar zu diesem Kap. (S. 240) finden sich die wertvollen Mitteilungen Zarndes.

kommen war, um seiner Partei Boden zu gewinnen, zum Schauplatz des Kampfes wurde, ist die Frage von Interesse, welche Stellung Brant zu diesen Gegensätzen eingenommen habe. Die Herausgeber des Narrenschiffes haben sorgfältig und reichlich Nachrichten über das Wesen der beiden Strömungen, ihr Verhältnis zu dem wissenschaftlichen Leben der Zeit, insbesondere zu dem, was sich an der Baseler Hochschule während Brants' Studien und Lehrthätigkeit zugetragen, beigebracht. Es geht jedoch daraus hervor, daß die Frage nach Brants' Stellung zu Realismus und Nominalismus nicht anders beantwortet werden kann, als daß er eben gar nicht wirklich Partei genommen hat. Er ist zwar persönlich in Streitigkeiten und Wirren, welche die Gelehrten jener Gegenden in Aufregung versetzten, verwickelt worden, wir wissen aber nicht, daß er sich für das eine oder das andere philosophische Grundprinzip ausgesprochen, oder, um einem Teile unserer Leser wenigstens den Hauptpunkt klar zu machen, der Ansicht gewesen ist, daß die allgemeinen Begriffe Realität besitzen (Realismus), oder daß sie nur Namen seien (Nominalismus). Denn von der verschiedenen Ansicht über das Wesen der allgemeinen Gattungsbegriffe gingen diese Gegensätze aus, es handelte sich also genau genommen darum, was unter Realität zu verstehen sei. Nach modernem Sprachgebrauche würde man sagen, die Realisten seien Idealisten gewesen, weil sie den (ideellen) Begriffen Realität zuschrieben, die Nominalisten aber Realisten, weil sie eben nur das Existierende real nannten. Wenn wir noch bemerken, daß die Realisten im allgemeinen die konservative, die Nominalisten die fortschrittliche Partei bildeten, und daß sich vitale und materielle Interessen der Mönchorden häufig als die eigentlichen Nährstoffe des auflodernden Feuers zeigten, so ist es nach unsrer Meinung übergenug. Möglich, daß eine genauere Durchforschung der wissenschaftlichen Schriften Brants ein bestimmteres Resultat ergeben wird, wahrscheinlich ist es aber nicht, und außerdem steht fest, daß er mit Männern beider Parteien in freundschaftlichem Verkehr gestanden hat. Seine uns hier interessierende Thätigkeit kann in keinem Falle aus den die philosophisch-theologischen Streitigkeiten betreffenden Verhältnissen und Vorgängen eine Erklärung oder Beleuchtung erfahren, der didaktische Dichter Sebastian Brant hat mit dem Nominalismus und Realismus nichts zu thun, die Insassen des Narrenschiffes gehören keiner von beiden Parteien an.

Brant hatte sich also, wie wir gesehen haben, zum gelehrten Juristen ausgebildet. In dieses Fach fallen auch eine Anzahl seiner schriftstellerischen Arbeiten und seine gesamte Thätigkeit als akademischer Lehrer, welcher er bis zu seinem Weggange von Basel oblag. Er war, wie wir heute sagen würden, Professor der Jurisprudenz und wurde mehrere Male zum Dekan seiner Fakultät gewählt. Außer seiner juristischen Lehrthätigkeit, in der ihm besonders sein Amtsgenosse Ulrich Kraft von Ulm zur Seite stand, und seiner gelehrten Fachschriftstellerei beschäftigte er sich fleißig mit kirchlichen Schriftstellern.

Die dritte Periode von Brants Leben beginnt mit seiner Übersiedelung von Basel nach Straßburg. Die Gründe dazu waren folgende, nach unserer Empfindungsweise für ihn sehr ehrenvolle. Infolge der für den Kaiser Maximilian unglücklichen Schlacht bei Dornach gegen die Schweizer kam in Basel ein Friede zustande, welcher die Trennung dieser Stadt vom deutschen Reiche zur Thatsache machte. Brant als deutscher Patriot und begeisteter Anhänger des Kaisers Maximilian wurde, wie es scheint, dadurch in Basel unmöglich, und sein Freund Geiler von Kaisersberg vermittelte durch nachdrückliche Empfehlung seine Anstellung in Straßburg. Der bisherige Stadtadvokat Jakob Welzer hatte seine Entlassung genommen, und Brant trat am 13. Januar 1500 in seine Stelle. 1503 ward er der Nachfolger des alten Stadtschreibers Johann Münch und dadurch einer der beschäftigten und einflussreichsten Beamten seiner Vaterstadt. Der Stadtschreiber, den man sich durchaus nicht als mit einem Bürobeamten unsrer Zeit auf derselben Stufe stehend zu denken hat, hatte nicht allein die Protokolle der Ratsversammlungen zu führen, sondern auch den schriftlichen Verkehr des Rates mit auswärtigen Behörden zu besorgen und das Archiv der Stadt zu verwalten.

Brant wartete seines Amtes mit Eifer und scheint sich des Vertrauens und der Anerkennung seiner Mitbürger erfreut zu haben. Auch die des Kaisers fehlte ihm nicht. Er ward (noch ehe er Stadtschreiber wurde) zum kaiserlichen Rat ernannt und hat als solcher auch wirklich amtliche Verrichtungen gehabt, indem er an den Beratungen teilnahm, welche über das vom Kaiser beabsichtigte Konkordat mit der römischen Kurie gepflogen wurden. 1512 brachte ihn sein Amt als Stadtschreiber in persönliche Berührung mit dem Kaiser, vor dem er als Sprecher einer Gesandtschaft einen für die Straßburger günstigen Bescheid hinsichtlich der von ihnen seit langer Zeit besessenen, neuerdings aber angefochtenen Freizügigkeit erlangte. Diese Angelegenheit wurde in Köln verhandelt, und die Gesandtschaft überreichte dem Kaiser dabei einen kostbaren Falken mit französischer Schellen, welchen Maximilian sogleich wohlgefällig auf die Hand nahm. Bald darauf wurde Brant in einen Skandal verwickelt, aus dem er aber mit glänzender Genugthuung hervorging. Der Dominikaner Wigand Wirt hatte eine heftige Zänkerey begonnen und dabei seine Gegner mit Schmähschriften angegriffen, Brant mit am unverschämtesten. Zu Grunde lag der Streit der Dominikaner und Franziskaner über die unbefleckte Empfängnis Marias, und Brant, welcher der heiligen Jungfrau große Verehrung widmete, bekannte sich auf das eifrigste in Wort und Schrift zu diesem Dogma, als dessen Vertreter sich die Franziskaner betrachteten. Kein Wunder also, daß ihn der wütende Gegner mit Rot bewarf. Die lächerliche Affaire endete nach verschiedenen gewaltthätigen Austritten und Skandalen damit, daß Wirt im Februar 1513 zu Heidelberg feierlichen Widerruf und Abbitte leisten mußte. Auch den Kaiser Karl V. hat Brant noch gesehen und gesprochen, als er 1520 bei ihm in Gent mit einer

Gesandtschaft war, um die nach der Gepflogenheit jener Zeit erforderliche Bitte der Straßburger um die Bestätigung ihrer Privilegien vorzutragen, denn die Staatsanschauung des XV. und XVI. Jahrhunderts brachte es mit sich, daß bei einem Regierungswechsel alles dergleichen in Frage gestellt erschien, obwohl meist durch die Lage der Machtverhältnisse diese Frage gerade keine brennende wurde.

Gegen die in seinen letzten Lebensjahren mit alles umstürzender Gewalt auftretende Reformation Luthers verhielt sich der Greis ängstlich ablehnend, obwohl er ihre Tragweite geahnt zu haben scheint. Seine Stellung zu diesem wichtigsten Ereignisse der Zeit hatte Ähnlichkeit mit der des ihm auch persönlich bekannten Erasmus, der ihn allerdings an Einsicht und Weite des geistigen Gesichtskreises weit überragte.

Den 10. Mai 1521 starb Brant in seiner Vaterstadt.

Obgleich das Narrenschiff nichts weniger ist als das ausschließliche Erzeugnis einer originellen Subjektivität, so kann doch der Verfasser desselben nicht besonders als Mensch und besonders als Schriftsteller betrachtet werden. Der Schriftsteller ist durchaus durch den Menschen bedingt, welcher seinerseits freilich in hervorragendem Sinne das Erzeugnis von Einflüssen und Eindrücken, denen er ausgesetzt war, genannt werden muß.

Sebastian Brant gehörte mit Leib und Seele, wie wir schon gesehen haben, dem Bürgerstande an, der in jener Zeit ebensoviel soziale und politische Bedeutung wie einen nach allen Seiten hin ausgeprägten Charakter besaß. Dieser Charakter des Bürgers einer freien Reichsstadt im ausgehenden Mittelalter verleugnet sich auch in keiner der uns von ihm bekannten Handlungen und Gesinnungen, noch auch in einer einzigen Zeile, die er geschrieben. Nehmen wir hinzu, daß Brant Süddeutscher war, und daß er sich zum Gelehrten durchaus im Sinne seiner Zeit ausbildete, so haben wir ziemlich alle Elemente zusammen, welche in seiner Persönlichkeit als Mensch und als Schriftsteller zur Entwicklung kamen, bedingt freilich noch durch seine angeborene oder in der Kindheit ihm anezogene Individualität, deren hervortretendster Zug eine verhältnismäßig geringe Beimischung spezifisch männlicher und spontaner Elemente war. So ist Brant ein Kind seiner Zeit, so sehr wie nur irgend einer von seinen Zeitgenossen, wenn wir den Ausdruck, so zu sagen, passiv verstehen, er spiegelt seine Zeit ab, aber er schiebt sie nicht mit vorwärts, er drückt das aus, was ist, aber schafft nicht das, was wird.

Zum Bildungswesen seiner Zeit, zu der Religion und Theologie, wo sie ihm in seinem Kreise nahe trat, zur Politik seines Vaterlandes hat er allerdings Stellung genommen, aber stets auf seine Weise, immer zu Personen und persönlichen Interessen, nicht zu Gedanken, Prinzipien, nicht führend, sondern sich anschließend. Seine Beurteilung fällt mit der seines Kreises zusammen, der Gruppe von Männern, mit denen ihn gleiche Anschauungen und gleiches Streben verbanden. Hierher gehörten Geiler von Kaisersberg, Jakob Wimpfeling, Johannes Bergmann von Olpe, Christoph

von Uttenheim, an die sich mehr oder weniger eng noch andere angeschlossen. Es fragt sich nur, wie diese die wichtigsten Aufgaben der Zeit auffaßten und zu fördern suchten. Was zunächst den Humanismus, die Wiedererweckung des antiken Geistes durch das Studium des klassischen Altertums betrifft, so wirft gerade die Entfremdung, welche zwischen Jakob Locher und den übrigen Mitgliedern des Basel-Strasburger Kreises eintrat, helles Licht auf die Ansichten dieser Männer. Locher, der von allen am meisten humanistisch Gebildete und Gesinnte, der sich ja auch als gewandter lateinischer Poet ein Denkmal in dem lateinischen Narrenschiff gesetzt hat, kam schließlich — zum Glück nach der Abfassung der *Stultifera navis* — zu der Einsicht, daß der Geist des klassischen Altertums und des scholastischen Mittelalters unvereinbare Gegensätze seien, und gab dieser Erkenntnis durch ein im Jahre 1506 erschienenes Gedicht an die neun Muses Ausdruck. Hierdurch erregte er das Entsetzen seiner bisherigen Freunde, unter denen Wimpheling die wenig dankbare Rolle zufiel, durch eine Schmäh-schrift Locher zu zeigen, wie wenig man das Vorgehen desselben billigte. Wimpheling redet wie ein ungebildetes altes Weib gegen eine Ansicht von der klassischen Litteratur der Alten, welche heute die allgemeine ist, und entblödet sich nicht, zu sagen, daß man zwar den Virgil neben seinem Landsmann Baptista und anderen christlichen Dichtern der Jugend zu lesen geben könne, aber im ganzen taugten die Poeten nichts, weder zum Heile des Körpers, noch der Seele, noch des Staates. Sie hätten auch alle einen schimpflichen und schrecklichen Tod gefunden, und Gott werde wohl wissen, warum. Damit man ja nicht in Zweifel sei, gegen welche Leute sich dieses Alteweibergerede richtete, werden folgende ausdrücklich genannt und ihre Todesarten angegeben: Aeschylus, Homer, Euripides, Sophokles, Pindar, Anacreon, Philemon, Lucretius, Archilochus, Hesiod, Ovidius, Terenz, Plautus, Lucanus. Ein Gefühl der Dankbarkeit überkommt uns gegenüber Locher, daß er mit Männern von solcher Beschränktheit gebrochen, und mit Recht erblickt Zorn in dem Streite jener beiden ein Vorbild zu dem gewaltigen Angriffe auf das unbrauchbare Alte, den die *Epistolae virorum obscurorum* darstellen. Und — man kann leider schwerlich sagen, daß Brant anders als Wimpheling gedacht habe. Nicht nur, daß er sich direkt gegen Locher ausgesprochen:

Talem discipulum nos habuisse pudet,

sondern er zeigt dieselbe Engherzigkeit auch der Wissenschaft gegenüber, wenn er im 66. Kapitel des Narrenschiffes sagt, er halte die nicht für geschickte, welche die Erde mit dem Zirkel ausmessen, die fragen, ob es Antipoden gebe, und wie es komme, daß sie nicht „in den Luft“ fallen, und mit übel angebrachtem Spotte den Archimedes anführt, der, in seine Studien vertieft, die Gefahr nicht ahnte, welche seinem Leben drohte:

Der messen kunst was er behend  
Kunt doch usrecken nit sein end.

Klingt das nicht, als ob heutzutage ein reichgewordener Schnapsbrenner in der Bierstube seine Stimme über die Rentabilität der Thätigkeit eines Halmholzes vernehmen ließe?

Was die religiösen und kirchlichen Fragen betrifft, so war der Standpunkt des Brantschen Kreises ein durchaus unproduktiver. Es fällt sofort in die Augen, daß mehrere Punkte, gegen welche sich die Reformatoren bald auf das entschiedenste erklärten, von ihnen als besonders wichtig und wesentlich angesehen wurden. Dahin gehört die Heiligen- insbesondere die Marienverehrung und das Mönchswesen. Nichts ist falscher und schiefes, als Geiler von Kaisersberg und Leute seiner Sinnesart als Vorläufer der Reformation hinzustellen. Es waren achtbare Männer und persönlich würdige Priester und Gelehrte, welche sich über die Bedeutung der Tagesfragen täuschten, und, weil sie in ihrem engeren Wirkungskreise sich durch ihre moralischen und geistigen Qualitäten ihren Aufgaben gewachsen fühlten, in den Irrtum versielen, daß mit moralischer Besserung der einzelnen allen Übeln abgeholfen werden könnte. Daß eine unrichtige Verteilung der Autorität in der Kirche, eine das Wesen des Christentums ändernde Kirchenlehre, ein den Menschen in der Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse hemmender Kultus vorhanden sei, davon hatten sie keine Ahnung, und diese Erkenntnis ist es, was die Reformation zu dem gemacht hat, was sie ist, die entschiedene Verwerfung des Katholizismus. Diese negative Seite des Protestantismus war ihm damals so wesentlich wie heutzutage, ja war den Reformatoren klarer als uns, wenn wir auch keineswegs in der Schärfung der Gegensätze für unsere Zeit Heil und Segen zu sehen geneigt sind.

Man fühlt sich versucht, zu sagen, daß für Brant der Kaiser Maximilian I. in der Politik das war, was die heilige Jungfrau in der Religion, Gegenstand einer persönlichen Verehrung nicht ohne Beimischung einer eigentümlichen Schwärmerei. Sein Patriotismus, welcher bei der großen Veränderung seiner Lebenslage eine bedeutende Rolle spielte, ist ein schöner Zug seines Charakters, trägt aber einen uns recht fremdartig berührenden, wenn auch mit dem, was wir sonst von dem Manne wissen, übereinstimmenden Stempel, weiß Elemente auf, die wir lächerlich finden würden, wenn sie nicht etwas Nührendes an sich hätten. Sein politisches Ideal ist die völlig mittelalterliche, damals freilich gerade übel in die Klemme geratene Vorstellung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation im engsten Zusammenhange mit der Idee der katholischen Kirche. In der Entwicklung dieser Gedanken sowie in deren Vertretung durch Wort und Schrift spielt die Person Maximilians eine überaus bedeutende Rolle, ja sie wird ihm zur Verkörperung derselben überhaupt. Alle seine patriotischen Hoffnungen knüpfen sich an diesen Fürsten, in dem er den einzigen, der gegen die Notstände der Zeit helfen könnte, erblickte, und er machte sich dessen oft phantastische Kombinationen durchaus zu eigen. So hielt er die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, die kaiserliche und

päpstliche Gewalt in einer Hand, der Maximilians, vereinigt zu sehen. So exzentrisch diese Phantasterei erscheint, hat sie der letzte Ritter doch gehegt und der Verfasser des Narrenschiffes mehrfach vertreten. Die einzelnen Schicksale und Thaten des geliebten Monarchen verfolgt Brant mit dem größten Interesse und der wärmsten Teilnahme. So zum Beispiel widmete er der Gefangennahme des römischen Königs durch die übermütigen Bürger von Brügge ein Gedicht, welches die Deutschen auffordert, an den Frevlern die blutigste Rache zu nehmen. Merkwürdig und durch ihre Sozusagen naive Gesuchtheit komisch ist die Art und Weise, wie Brant auffallende Ereignisse, sensationelle Zufälligkeiten und Kuriositäten benutzt, um seine politischen Tendenzen als Dichter zu vertreten. Meteore, Mißgeburten an Menschen und Tieren, eine Schar Falken, ja eine Sau müssen Gelegenheit dazu geben, den Zeitgenossen ins Gewissen zu reden. Heutzutage werden doch wenigstens politische oder halbpolitische Ereignisse und Zustände von der Publizistik im Interesse der Parteien ausgelegt und ausgebeutet, damals that man dies mit Vorsfällen, welche einen Zusammenhang mit der Politik schlechterdings nicht erkennen ließen, wenn sie nur Anhaltspunkte zu einer allegorischen Ausdeutung als göttliche Warnungszeichen boten, und was bot diese schließlich nicht? Was heute Leitartikel sind, das waren damals lateinische und deutsche Flugblätter, denn Brant und die Genossen seines Strebens wollten sowohl auf die Gelehrten als auch auf das Volk, d. h. den Bürgerstand, wirken. An die Bauern dachte man nicht, bis sie sich durch Feuersbrünste und Blutbäder als sozialen Faktor ankündigten. Wir können es uns nicht versagen, einem dieser sonderbaren poetischen Produkte hier einen Platz zu gönnen. Es behandelt eine am 10. Dezember 1495 in der Nähe von Worms zur Welt gekommene Mißgeburt, ist an Kaiser Maximilian gerichtet und wird einen der merkwürdigsten Züge der Zeit anschaulich genug charakterisieren.

An den aller durchlechtigisten groß | mechtigisten herren Maximilianum |  
Römischen König. von der wunder- | baren geburd des kinds bey Wurms  
| des jars . M . ccccxcv . auff den . x . tag | Septembris gesehen. Ein  
| außle. | gung Sebastiani Brant.

[Darunter ein Holzschnitt zwei mit den Köpfen zusammengewachsene Kinder auf einem  
Bette liegend.]

Got ordenlich gesehet hat  
All ding in wesen . zil vund statt  
Vnd der natur ein lauff verlan  
Dar inn sy sol on mittels gan  
Vnd den dem besten nach vollenden  
Der gütig schöpffer tut nit wenden  
Leichtlich . den selben last er still  
Es sey dann das er wirken will

10 Etwas vast groß verborgen hatt  
Die er jm vor behalten hatt  
So last er etwas wunder sehen  
Das nit gemeinlich sey gesehen  
Als von Iherusalem . Iosephus  
Zerstörung schreibt . Valerius  
15 Sagt . das in Xerxis höreschar  
Eyn freysam roß . ein hasen gebar  
Vdeüt . das er greulich zilg zu streit  
Würd fliehen wie ein has vertzeit  
Do Hanibal Saguntum brach  
20 Ein kind von müter leib man sach  
Wider in müter leib sich feren  
Vdeüt das er würd die stat zersteren  
Auch do der selbig Hanibal  
Die Römer bracht in unglücks fal  
25 Burden vil wunderwerck eraygt  
Wie vns das Luinius anzaygt.  
Wann die haiden fölllich wunder sahen  
Detten sy sich jren göttern nahen  
Die wurden schon von jnen geert  
30 Do mit das böß in güts verkert  
Wurd . ober doch sich mindren solt  
Sy merckten das got wircken wolt  
Durch föllch frembd wunder frömbder werck.  
Zu rom hatt man ein eygen berck  
35 Dar auf Sibillen weissag lag  
Zu lesen man die altzeit pflag  
Wann man etwas föllch wunder sach  
Vnd was die selbig gschriff auß sprach  
Das hielten sy von wort zu wort  
40 Wir cristen setzen auff ein ort  
All gottes dienst . ere . vnd gebot  
Des kumbt gar oft vns rew zu spat  
So got vns manet vor der zit  
Vnd wir sein warnung achten nit  
45 Last er sein straff vnd gaisel gan  
Die er vns vor hat kunt gethan  
Dann wunder zaiget wunder an  
Als Statius von Theba sagt  
Do er die siben künig klagt  
50 Als Lucanus von Römern seit  
Do Julius sy überstreit  
Als Maro schreibt des wonders art

Ge das Cesar erstochen wart  
 Als do der wütrich Attila  
 Die welt verwüßt vnd Tottila  
 Sach man vil wunder vor vnd nach 55  
 Darmit verkündt got straff vnd rach  
 Auch da der schantlich Machmet solt  
 Den glauben trennen . als got wolt  
 Zeygt die natur das vorhin an  
 Zeygt die natur das vorhin an 60  
 Ein kind vier hend . vier fuß gewan  
 Ein kind zwen köpff auff ainer prust  
 Vnd ander wunder zeichen just  
 Als do der Turcken anefang  
 Auß Caspiis den bergen trang  
 Als do die Tartaren auß brachen 65  
 Vnd on zal vil christen erstachen  
 Als do zu lezt das heilig land  
 Solt kommen auß der cristen hand  
 Der [Dát?] got durch wunder werck das bdeüten  
 Darnach zu künig Rüdolffs zeiten 70  
 Von habspurg . ward ein kind geporen  
 Bey Eßlingen zün selben jaren  
 Das hat zwai haupt . vier hend zwo brust  
 Bei Costenz ward geporen just  
 Eyn kind von einer edlen frawen 75  
 Mit menschem kopff . all glid einß lewen  
 Als Otto der dritt teilt das reich  
 Den fürsten . sach man das geleich  
 Ein gburt . vom nabel sich auffspielt 80  
 Zwi brust vier hend zwen köpff es hielt  
 Vnd wenn jr eins aß oder wacht  
 Schließ das ander . do bey ich acht  
 Das sölich werck hab die fürsten gstrafft  
 So ainer wacht der andre schlafft 85  
 Jr köpff mit teylung vast erscheint  
 Sy wurden seid nie ganz vereint  
 § Byß yekt jm nünzig funfften jar  
 Zu Wurms am rein . hör ich für war  
 Sey ein sölich krefftig einung geschehen 90  
 So man jm reich vor nie hat gesehen  
 Danck hab das haupt der römischen kron  
 Der künig Maximilion  
 Dem got der herr sölich heyl eracht  
 Das er die einung hat gemacht  
 Die ob got wil lang wirt bestan 95

Der vns zaigt durch sein wunder an  
 Eyn groß vereingung in dem rich  
 Durch selben würckung wunderlich 100  
 Als zu Rottweil ist langst gesehen  
 Das kind man offentlich hat gesehen  
 Das zwen köpff trüg auff einem leib  
 Das mir an zaigt wie ich oben schreib  
 Die kurfürsten hie vor zertrenndt  
 Burden in einen leib verwendet 105  
 Vnd das beyd haupt der welt gemeyn  
 Zu samen söllen kummen eyn  
 Vnd in ein leib sambt werden bracht  
 Das ich in sunders dar auff acht  
 Dann yek bey wurmß gleich an der stat 110  
 Do man sölich ding beschloffen hat  
 Die der gemainen cristenhayt  
 Zu frid helfen vnd einkait  
 Ist yek jm herbstmonat wie ich sag  
 Warlich auff den zehenden tag 115  
 Ein kind mit zwaien leib geboren  
 Das vier fuß hat . vier hend . vier oren  
 Zwen münd . vier augen . nasen zwo  
 Den gantzen leib getailt also  
 Das er sich nindert zesamen behafft  
 Dann oben in des haupttes krafft  
 Steckt ein stirn in der andern stirn  
 Ich gedenc es hab allein ein hirn  
 Vnd eyn verstantnuß in seim haubt 125  
 Darauff ich warlich hab gelaubt  
 Das got die zeit \* geben wöll  
 Das sich das reich verainen söll  
 Das (es) eynhellig verbunden wert  
 Das geistlich vnd das weltlich schwert 130  
 Auch vnder aim haubt samlen sich  
 Das Römisch vnd das Kriechisch rich  
 Die yek lang zeit zertailt sind gfein  
 Got geb dem edlen künig ein  
 Das als das er tüt tag vnd nacht  
 Allain frid . eynigung betracht 135  
 Vnd das all glider nemen gar  
 Sein . als eins einigen haubts war  
 Gleich wie vil glid an diesem kind  
 Ein haubte vnderenig sind  
 Das haben die fürsten yek erscheint 140

Die sich mit dem haubt hand vereint  
 Vnd tretten in ein regiment  
 Sy hand sich zu dem haubt gewennt  
 Vnd wend dem trew vnd gehorsam bleiben  
 Welchs glid sich von dem haubt wil scheiben 145  
 Vnd meint der einung nit zu leben  
 Sunder dem haubt tüt wider streben  
 Das wirt verderben dörren gar  
 Geschlossen auß der cristen schar  
 Vnd so vil plag \* jamers dulden 150  
 Als dann sein missdat tüt verschulden  
 Wer oren hab der hör vnd merck  
 Got wird vns zaigen wunder werck  
 Der gleichen vor nie sint gehört  
 Wol dem der sein haubt treulich ert 155  
 Der mag vil krankheit wol entgan  
 All güt ding auß dem haubt entstan  
 Vnd wo das selb ist schwach vnd blöð  
 So wirt der leib aller glid öð  
 Ich hoff ich werd kurzlich erleben 160  
 Das got glück hail . \* sig werd geben,  
 Dem milten künig eren werdt  
 Got geb im was der dichter bgerdt. Amen.

Aus allem, was wir bisher beigebracht, ergibt sich wohl zur Genüge, daß wir in Brant keine geniale Natur, keine Persönlichkeit, welche Neues schaffend in den Lauf der Zeit einzugreifen geeignet gewesen wäre, vor uns haben. In das rechte Licht tritt alles aber erst dann, wenn wir ihn mit solchen Geistern vergleichen, und seine Zeit hatte deren in der That genug. Denken wir in Bezug auf den Humanismus und die damit zusammenhängende Neugestaltung des gesamten wissenschaftlichen Lebens an Erasmus und Reuchlin, wie grell erscheint der Unterschied! Brant und seine Freunde sahen den Adel ihres Strebens in der pietätvollen Anerkennung der Autoritäten, bei jenen Männern handelt es sich auf jedem Schritte um die Beseitigung von Autoritäten, welche die freie Bewegung des Geistes hinderten. Hier liegt der Fortschritt höchstens in der Anwendung einer geläuterten Form und geregelteren Sprache auf den altherwürdigen Gedankstoff, dort soll aber der Geist, der Inhalt ein neuer werden. In der Religion und Theologie genügt die Erwähnung Luthers und der anderen Reformatoren, um den tiefen Gegensatz in die Augen springen zu lassen zwischen dem energisch sprudelnden Quell neuen religiösen und kirchlichen Lebens und der gutgemeinten aber kurzfristigen Beförderung von Moral und äußerer Frömmigkeit. Ulrich von Hutten hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er geltend machte, daß

man selber frisch angreifen müsse. Die Machthaber, das sehen die wirklich reformatorischen Geister klar und deutlich, mußten gegen die Begräunung der Übelstände sein, denn ihre Gewalt und Bedeutung wurzelte mehr oder minder in diesen selbst, und wo das auch nicht der Fall war, reichte ihre Kraft nicht hin, gutes Neues zu schaffen. Daher ist der revolutionäre Charakter in solchen Zuständen stets das Kennzeichen der Lebensfähigkeit einer Tendenz oder eines Ideals, nicht das durchdachte in allen Punkten feststehende Programm oder die persönliche Tüchtigkeit oder gar die moralische Reinheit der Träger, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß Bestrebungen bloß revolutionär zu sein brauchen, um lebensfähig zu sein.

Fassen wir nun unsern Mann und das Werk, welches den Gegenstand unserer Betrachtung bildet, besonders ins Auge, so wird zunächst die Bemerkung kaum bestritten werden, daß Leute von der Art, wie wir Brant kennen gelernt haben, in ihrem Privatleben sittlich tabellos, umsichtig, verständig, in ihren amtlichen und bürgerlichen Beziehungen zuverlässig, pflichttreu und eifrig zu sein pflegen. Sind sie dabei gescheit und haben Gelegenheit, Welt und Menschen kennen zu lernen, so wird sich leicht eine gewisse Schärfe der Beurteilung anderer, ein helles Auge für deren Schwächen und Thorheiten und die Neigung, diese nach sehr bestimmten und speziellen Grundsätzen zu beurteilen, finden. Die Neigung zu belehren und die zu tadeln läßt sich kaum unterscheiden, das Bewußtsein des erfahrenen und verständigen Mannes von seinen Qualitäten spiegelt sich gern in der Betrachtung derer, die eben nicht so sind.

Hiermit dürfte die Grundstimmung der Brantschen Satire bezeichnet sein, eine besondere Reizbarkeit oder Verbitterung braucht, wie uns dünkt, nicht angenommen zu werden. Zu dieser Grundstimmung nun kam sein gelehrtes Autoritätsgefühl oder vielleicht genauer sein Wahrheitsbegriff, der sich auf Autorität gründete und die Autorität auf gelehrtem Wege, d. h. aus Büchern suchte. Der Standpunkt hatte mit dem der Scholastiker eine auffallende Analogie. Aufschieben, Schulden machen, Schlemmen ist thöricht, zunächst, weil es die Bibel ausdrücklich sagt, dann, weil sie und viele Profanskribenten es durch Beispiele lehren, auch die römischen und kanonischen Rechtsquellen es bestätigen. Wenn nun ein gescheiter Mann beobachtet, daß es auch Schaden bringt, wenn er aus seiner Erfahrung Fälle heranzuziehen weiß, in denen die nachlässigen, unordentlichen, trunksüchtigen Leute ins Unglück gekommen sind, so hat er die an sich durch Autorität feststehende Wahrheit — nicht etwa erwiesen — nein, nur illustriert, begreiflicher gemacht.

Nach dieser allgemeinen Auffassung gestaltet sich Brants gesamtes Verfahren im Narrenschiff. Wenn er von der Vorstellung ausgeht, daß moralische Schwäche, sittliche Verirrung, Laster, Mangel an Bildung und Einsicht, Modethorheit, Geckenhaftigkeit, Unüberlegtheit, alles unter den Begriff der Thorheit oder Narrheit gehören, so ist er weit davon entfernt, etwa prinzipiell alle moralischen Fehler auf intellektuelle Mangel-

haftigkeit zurückzuführen und dadurch den Grundbegriff eines Systems zu gewinnen. Die außerordentlich weite und vorwiegend moralische Fassung des Begriffs der Narrheit ist nicht Brants Erfindung, sondern er fand sie vor, und wenn wir die Frage aufwerfen, was er sich dabei gedacht habe, so kann es nichts anderes sein, als daß diejenigen, welche sittlichen Schwächen, Fehlern, Lastern nachgeben, der Lehre entbehren, d. h. die Autoritäten und ihre Aussprüche über das Verhalten der Menschen nicht genug kennen und sich nicht genug zu Herzen genommen haben. Da nun derselbe Grund bei denen vorliegt, welche Thorheiten und Narrheiten im engeren Sinne begehen, also bei Büchernarren, Modenarren, Projektmachern, und ebenso bei denen, welche nach der Seite der guten Sitte hin Anstoß geben, so war im Grunde eben alles eins, Ehebrecher, Ungläubige, Wucherer, Gecken, Säufer, Fauler, ungeschliffene Burschen und schlechte Musiker stehen nach dieser Ansicht auf einer Stufe. Wir sehen, auch ein solcher Standpunkt verhält sich zu der geistigen Tiefe und dem sittlichen Pathos eines Luther wie die Erde zum Himmel. Wie unendlich wahrer und gewaltiger ist die vielangefeindete Lehre von der Erbünde als diese philiströse Moral, so streng sie sich immer ausnehmen mag!

Doch betrachten wir Brants Verfahren genauer! Wir sagen, daß er sich das eben Ausgeführte ohngefähr gedacht hat, betonen aber zu gleicher Zeit, daß es ihm um ein systematisches Grundprinzip nicht zu thun war. Begriffliche Systematik ist überhaupt seine Sache nicht. Generalisieren, ableiten, einteilen will er gar nicht. Er excerpiert seine Quellen, die ihm Autoritäten sind, stellt das Gleichartige nach möglichst anschaulichen und greifbaren Gesamtvorstellungen zusammen, registriert die jedesmal einschlägigen Erscheinungen aus dem täglichen Leben, an dem er mit scharfem Blick für das Einzelne und Bezeichnende lebhaftes Interesse nimmt, und weiß seine Gedanken populär und vollstündlich auszudrücken. In diesem kompilatorischen Verfahren ist er so zu sagen Meister, und andererseits übertrifft er auch durch den Umfang seiner Belesenheit und seiner Anlehnungen seine zum Teil schon ähnliche Wege gehenden Vorgänger wie Thomasin von Zerkläre, Freidank, den Kenner, Bindlers Blume der Tugend. Wie die Anmerkungen ausweisen, benutzt er in erster Linie die Bibel, besonders die Sprüche Salomos, den Prediger, Sirach, die Weisheit, natürlich auch das Neue Testament, stets nach der Vulgata. Dann kommt das Corpus juris canonici (Decretum), aus dem auch er mehrfach die Stellen der heiligen Schrift und immer die der Kirchenväter gezogen hat. Unter den Schriftstellern des klassischen Altertums stehen die Lateiner aus leicht erklärlichem Grunde voran. Virgil, noch mehr aber dessen Erklärer Servius, dann sehr häufig Ovid, ferner Juvenal, Persius, Cato, Seneca, Cicero, Boethius werden in Kontribution gesetzt. Von Griechen zieht er fast nur Plutarch de educatione, diesen aber oft und in verhältnismäßig langen Abschnitten herbei. Hierzu kommt nun noch die sehr häufige Be-

nutzung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, was freilich in keiner Beziehung bemängelt werden darf. Wenn er also auf den Titel des Narrenschiffes setzt: gesamlet zu Basel durch S. B., so sagt er damit die vollste Wahrheit und giebt seinem Werke zugleich nach seiner Ansicht und auch wirklich in den Augen seiner gleichgestimmten Zeitgenossen eine sehr wirksame Empfehlung mit auf den Weg. So wenig er im Großen systematisiert oder klassifiziert, so ordentlich verfährt er im Kleinen, die biblischen Citate stehen für sich, die nur heidnischen Skribenten ebenso, bisweilen läßt sich alphabetische Anordnung erkennen.

Ganz ähnlich zeigt sich Brants Verfahren in der Anlage und Ausführung seiner Allegorie von dem Schiffe, dessen Inzassen oder Passagiere Narren sind.\*) Die Idee ist nicht seine eigene, sondern eine viel ältere, vielleicht uralte, und war seinerzeit ziemlich geläufig. Auch führt er sie nicht konsequent durch, z. B. redet er bald von einer ganzen Flotte, bald von einem Schiffe und denkt sich weder das Ziel noch das Ende der Fahrt klar und bestimmt. In den Einzelheiten aber ist er speziell und mannigfaltig, die Zugehörigkeit der einzelnen Narrentypen zu ihrer Gattung drückt er durch die verschiedensten anschaulichen Redensarten aus, die Kleidung und die sonstigen Attribute der Narren giebt er vollständig und genau an, zu den Bezeichnungen der Thorheit wählt er unter verschiedenen Synonymen die jedesmal passendsten aus. Daher kommt es, daß die Einkleidung seiner Satire Mißverständnisse und von einander abweichende Auslegungen von ihrem Erscheinen an erfahren hat, daraus folgt aber unsres Erachtens auch, daß man dergleichen Dinge nicht allzu genau nehmen und etwa durch „strikte Interpretation“ eine einheitliche und konsequente Allegorie erkennen wollen muß, die der Verfasser nicht in sein Werk gelegt hat. Man kann sich die Fahrt des Narrenschiffes oder der Narrenflotte bald wie einen Zug nach einem utopischen Glückslande, bald als Deportation der Narren dahin, wohin sie gehören, bald als eine Reise in ein Bad, wo sie geheilt werden sollen, bald wie eine Seefahrt, auf der die sie Unternehmenden durch ihre Gedankenlosigkeit untergehen, vorstellen, immer wird man Anhaltspunkte dazu finden, weil eben Brant selber zwischen den verschiedenen Vorstellungen geschwankt hat.

Die Sprache, in welcher das Narrenschiff abgefaßt ist, ist diejenige besondere Gestalt des Allemannischen, welche seinerzeit im Elsaß, zumal in der Gegend von Straßburg gesprochen ward. Das Narrenschiff sowie unseres Dichters andere deutsche Schriften müssen als sehr wertvolle Denkmäler der Zeit unmittelbar vor der einheitlichen Gestaltung der neuhochdeutschen Schriftsprache betrachtet werden, weil wir vom Verfasser selbst höchst sorgfältig forrigierte Texte besitzen, also sein Deutsch genau so vor uns haben, wie er es Buchstaben für Buchstaben geschrieben hat. Es ist anzunehmen, daß der gelehrte Dichter den Dialekt seiner Heimat einigermaßen

\*) Näheres hierüber bei Jarnde, Einleitung S. LIII ff.  
Sebastian Brants Narrenschiff.

normalisiert und geregelt hat, doch weit wird dies nicht gegangen sein, da einerseits eine Menge der ausgeprägtesten Provinzialismen vorliegen, sowohl in der Wortwahl wie in den grammatischen Formen, andererseits sich von Brant nach seinem ganzen sonstigen Wesen selbständiges Vorgehen in solchen Dingen nicht erwarten läßt und ihm Muster nicht zur Seite fanden. Somit kann das Narrenschiff als ein Sprachdenkmal der Periode gelten, deren Signatur das Auseinandergehen der Dialekte in der geschriebenen Sprache ist, zu vergleichen in dieser Beziehung mit den von uns in den „Erzählenden Dichtungen des späteren Mittelalters“ mitgeteilten Stücken. Besondere Ausführungen hinsichtlich des Lautsystems und der Flexion in Brants Sprache gehören nicht hierher, und wir verweisen inbetreff dieser Dinge auf die Beobachtungen Zarncks.

Das Narrenschiff ist in Reimpaaren geschrieben, welche der Dichter verhältnismäßig sorgfältig behandelt. Er zählt die Silben und beobachtet im ganzen schon einen jambischen Rhythmus, jedoch mit verschiedenen Freiheiten. Dabei muß man ihm zu gute halten, daß die Schreibung nicht immer genau ausdrückt, was als Silbe anzusehen ist oder nicht. So ist häufig die Vorsilbe ge oder be, wo sie nach der Aussprache des Dialekts nicht als Silbe zu rechnen ist, doch mit einem e gedruckt, und umgekehrt fehlt das e, wo es, um auszudrücken, daß die Vorsilbe eine Silbe des Verses vorstellen soll, stehen müßte. Daß Brant seine Verse streng jambisch gemessen habe, können wir nicht annehmen, noch auch, daß er dem Verse zuliebe Worte gegen den Wortaccent habe betont wissen wollen, doch müssen wir es uns versagen, unsere Ansicht, die vielleicht von der Mehrzahl der Kenner abweicht, ausführlich zu begründen.

Ehe wir zu den Ausgaben, Bearbeitungen und Übersetzungen des Narrenschiffes übergehen, werfen wir noch einen Blick auf die anderweitige sehr ausgedehnte Schriftstellerei Brants. Wir gewinnen hier in der That ein höchst eigenartiges Bild und nicht uninteressante Gesichtspunkte, welche uns modernen Menschen ziemlich fern liegen. Wie alle Gelehrten seiner Zeit schrieb Brant als solcher lateinisch, aber er gehörte nicht zu der Mehrzahl seiner Standesgenossen, welche sich durch den Gebrauch der deutschen Sprache etwas zu vergeben meinten, wohlgerne durch den Gebrauch derselben zu poetischer oder wenigstens populärer Darstellung, denn ein Mann, welcher ein wissenschaftliches Werk deutsch abzufassen unternehmen hätte, oder auch nur der Ansicht gewesen wäre, daß die Muttersprache zu dergleichen verwendet werden könne, war in jener Zeit überhaupt nicht möglich. Solche Ideen sind noch zweihundert Jahre später Gegenstand lebhaften Streits gewesen.

Man sollte nun meinen, Brant müsse seinerzeit auf kein anderes Verfahren haben kommen können, als wissenschaftliche Werke lateinisch, gemeinverständlich deutsch zu schreiben. So verhält es sich aber nicht. Brant war recht eigentlich ein zweisprachiger Schriftsteller und Dichter, ihm war nicht allein der schriftliche Gebrauch beider Sprachen gleich ge-

läufig, sondern seine Schriften sind auch zu einem auffallend großen Teile sowohl deutsch als lateinisch erschienen, mochte er nun den einen oder den anderen Text oder auch beide selbst verfaßt haben. Die dieser Gruppe angehörenden Arbeiten tragen zum großen Teile den Stempel von Gelegenheitschriften, ihnen schließen sich eine wenig große Anzahl sicher oder mindestens sehr wahrscheinlich nur deutsch vorhandener an, dann kommen die nur lateinischen, poetische und gelehrte. Wie seltsam, daß gerade in dieser Zeit, da unsere Litteratur die volkstümlichsten Erzeugnisse aufweist, ein einflussreicher Schriftsteller zwei Sprachen brauchte, um zu seiner Nation zu reden!

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit natürlich besonders den bilinguen und deutschen Schriften zu. Als zu den ersteren gehörig sind anzuführen:

1. Die Thesmophagia. „Translatum in teutonicum per Sebastianum Brant.“ 1490. 4°. Neudruck in Zarncks Ausgabe des Narrenschiffes S. 147—153. Der lateinische Text ist von Reinerus Phagofacetus. Beide gab H. Lemcke Stettin 1880 heraus.
2. Von dem Donnerstein gefallen im XCII iar (1492) vor Ensisheim. Flugblatt in Folio. Deutsch und lateinisch. Beide Texte sind nachmals mehrfach gedruckt.
3. Profanum ex floribus vitae passionisque domini etc. Höchst wahrscheinlich zuerst als zweisprachliches Flugblatt gedruckt. Der lateinische Text erschien dann 1498, der deutsche 1518 in Sammlungen. Es sind 51 vierzeilige Strophen.
4. Hier würde das Narrenschiff chronologisch einzureihen sein, da es noch in diese Gruppe gehört, zumal da Brant zu der Locherischen Übersetzung nicht unbedeutende Zugaben geliefert hat. Vgl. Zarncke S. 118—127.
5. Das oben mitgeteilte Gedicht von der Mißgeburt. Der lateinische Text erschien in 4 Blättern 4° und darauf in der unten anzuführenden Sammlung *Varia Carmina*.
6. Ad . . Maximilianum de portentifico sue in Suntgaudia. 1496. Flugblatt in Folio, darnach in den V. C. Wahrscheinlich zugleich als deutsches Flugblatt erschienen.
7. Ebenso wird anzunehmen sein, daß auch das in den V. C. gedruckte lateinische Gedicht *Alopekiomachia* Seb. Brant zuerst als Flugblatt in beiden Sprachen erschienen ist. Die später mehrfach gedruckte Schrift „Von den losen Füchsen“ geht auf eine französische Dichtung (von J. Bouchet) zurück, der möglicherweise Brants Gedicht als Vorlage diente.
8. Dasselbe gilt von dem Gedicht *De pestilentia scorra siue Impetigine* (Flechten, Ausschlag) Anni XCVI.
9. Von der wunderbaren Aufquellung des Bluts von den Würmen, der Erben Frauen Anna von Endingen, des Bester Ludwig Sturms Gemahl zu Straßburg zc. 1496. Der lateinische Text in den V. C.

10. Cato in latin durch Sebastianum Brant getütschet 1498. 4<sup>o</sup>. Sehr häufig neu aufgelegt. Bei Jarnde S. 131—137.
11. Liber Faceti . . . per S. Brant in vulgare noviter translatus 1496. 4<sup>o</sup>. Gleichfalls oft gedruckt. Bei Jarnde S. 137—142. Diese beiden Schriften, denen ihrerzeit verbreitete lateinische Texte entsprechen, sind sowie der unten erwähnte Liber moreti und Freidank als nahe Verwandte des Narrenschiffs zu betrachten, desgleichen die Thesomphagia als eine Art Vorarbeit dazu.
12. Ave preclara Seb. Brant. Folioblatt. Übersetzung einer lateinischen „Prosa“. Bei Jarnde S. 163 f.
13. Verbum bonum getütscht durch Sebastianum Brant. Flugblatt in D. 4<sup>o</sup>.
14. Liber moreti . . . per S. Brant in vulgare noviter translatus 1499. Mehrfach gedruckt. Bei Jarnde S. 142—147.
15. Somnia domini Seb. Brant. 4<sup>o</sup>. Der deutsche Text erschien 1502 zu Pforsheim. 4<sup>o</sup>.
16. Ortulus anime, eine Sammlung von Gebeten, mit übersetzt von Brant, welcher den lateinischen Text mit Wimpeling zusammen herausgab. Der deutsche zuerst Straßburg 1502, der lateinische 1503 gedruckt.
17. An den . . . Herrn Carlum den fünfften . . . In das Leben und tugendlichen geschichten Keyser Tyti Vespasiani des mittlen. Durch S. B. vertütschet. 1520. Fol.
- Noch mag hier die gereimte Vorrede erwähnt werden, welche Brant zu der von P. Stachel und G. Spalatin verfassten Übersetzung von Petrarcas berühmtem Buche De remediis utriusque fortunae dichtete. Unter den Schriften Brants, welchen keine lateinischen Texte entsprechen, sind eigentlich nur zwei von Bedeutung:
1. Die Ausgabe des Freidank. Sie erschien zu Straßburg bei Johannes Grüninger 1508. 4<sup>o</sup> und darauf noch öfter. Dieses Buch ist wie das Narrenschiff mit Holzschnitten geziert.
  2. Die profaische Beschreibung einer Festlichkeit: Bischof Wilhelms von Hoensteins wank und eintritt anno 1506 et 1507 . . . Authore D. Doctore Branden. Diese Schrift ward erst 1843 gedruckt im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. Tome I 2<sup>me</sup> partie. p. 239—299. Hiernach eine Probe bei Jarnde S. 199 ff.
  3. Ebenso erst später (von Strobel in seiner Ausgabe des Narrenschiffs, Quedlinburg 1839) veröffentlicht ward Brants „Freiheitstafel in der 13 Stuben zu Straßburg“, eine Auslegung allegorischer Bilder. Bei Jarnde S. 158—160.
  4. Kleinere deutsche Gedichte Brants finden sich in seinen Varia Carmina. Sie sind mehrmals gesammelt und herausgegeben worden. Vergl. hierüber bei Jarnde XXXVI und 154.

5. Das Gedicht „Von der ersten Schlacht der Teutschen bei Salin Sebastiani Brant“ (1493) erschien als Flugblatt.
- Vorreden und sonstige Beiträge lieferte Brant in deutscher Sprache noch zu verschiedenen Büchern, wie zum „Laienspiegel“ (vgl. Jarnde 169 ff.), zum „Nichterlichen Klagspiegel“ (Jarnde 171) und zu „Der heiligen Leben“. Die lateinischen Schriften unsres Mannes machen, wenn wir alles, was unter seinem Namen irgendwo gedruckt ward, zusammenrechnen, wohl mehr aus als die bisher angeführten. Die folgende Übersicht wird aber lehren, daß sie nicht nur für unseren Zweck, sondern auch an sich nicht die Bedeutung der obigen haben, weil bei den weitaus meisten Brant nur als Herausgeber, Erklärer, oder, und dies in den allermeisten Fällen, nur als Spender einer kleinen empfehlenden Beigabe beteiligt erscheint. Seine lateinischen Gedichte sind eigentlich genau genommen fast allein als Originalwerke zu betrachten. Von den Varia Carmina giebt es drei dem Jahre 1498 angehörende Drucke, welche sich zum Teil entsprechen, zum Teil ergänzen. Eine Anzahl lateinischer Gedichte sind in Einzeldrucken vorhanden, wie das Lobgedicht auf den heiligen Dnofrius (Flugblatt in Folio), ein gleiches auf die heilige Jungfrau, die Schrift „De Origine et conversatione bonorum Regum et laude Civitatis Hierosolymae“. Basiliae 1495. 4<sup>o</sup> (eine Verdeutschung lieferte Caspar Frey 1518), eine Klage auf den Tod Philippss von Spanien (1507), das Gedicht an Maximilian I. über einen Feldzug gegen die Türken (1518). Andere finden sich als Beiträge zu Kollektiv-Gelegenheitsschriften wie das Gedicht auf den Tod Geisers von Kaisersberg, und unzählige kleine Sachen sind als Dedikationen oder Rekommandationen den Werken anderer Gelehrten und Dichter vorangestellt. \*)
- Als eigene gelehrte Arbeit Brants ist eigentlich nur ein Werk zu nennen, welches allerdings, wie die zahlreichen Auflagen (10 von 1490—1584) beweisen, ein beliebtes juristisches Handbuch gewesen sein muß: Expositiones siue declarationes omnium titulorum iuris tam civilis quam canonici per Sebastianum Brant collecte et revise. — Impressum Basilee per Michaellem Furter opera et impensis praestantissimi viri doctoris Andree helmut totius iuris monarche. Anno salutifere incarnationis Milles. quater centes. nonagesimo. Kalendis octobribus. 4<sup>o</sup>.
- Endlich gedenken wir derjenigen Schriften, als deren Editor Brant ausdrücklich genannt wird, die große Menge übergehend, an deren Herausgabe er nur in untergeordneter Weise beteiligt zu sein scheint.
1. Methodius. Basileae 1498. 4<sup>o</sup> (Martyrergeschichte). Hiervon erschien eine deutsche Übersetzung Basel 1504.
  2. (Ioh. de Gaza: upis) De modo studendi in utroque jure cet. Basileae 1500. 4<sup>o</sup>.
  3. Esopi appologi. Basileae 1501. 4<sup>o</sup>.

\*) Die vollständigste Aufzählung giebt Charles Schmidt im II. Bd. seiner Histoire littéraire de l'Alsace, Paris 1879, deren zweites Buch (Bd. I) eine ausführliche und interessante Besprechung Brants enthält. Bei Jarnde findet man reichliche Proben.

4. Virgili opera cum quinque vulgatis commentariis cet. Argentini. 1502. fol. (mit Bildern).
5. (Angelus de Clavasio) Summa angelica de casibus conscientiae. Argent. 1520. fol.

An dieser Stelle wird am passendsten wohl noch einer gelehrten Thätigkeit Brants gedacht, welche der schriftstellerischen nach den Begriffen jener Zeit nahe stand, beziehungsweise gleich geachtet ward, die aber heute, weil praktisch anders gestellt, ganz anders angesehen wird, nämlich seiner Arbeit als Korrektor an den Druckereien seines Freundes Bergmann von Olpe und anderer. Wir wissen von mehreren sehr umfassenden Werken, an deren Herausgabe Brant in dieser Weise mitarbeitete, wir wissen aber auch, daß diese seine Arbeit von der eines Herausgebers sehr wenig verschieden war, besser vielleicht gesagt, daß ein Editor jener Zeit eben eigentlich nur ein gelehrter Korrektor war. Es ist also zwischen den Werken, die wir eben anführten und denen, von welchen wir wissen, daß er der Korrektur sich angenommen, wie z. B. von der großen Bibelkonkordanz von 1496, kein so großer Unterschied zu machen, wie man heutzutage annehmen würde.

Wir wenden uns zu einer gedrängten Übersicht der Bibliographie seines berühmtesten Werkes.

Von den hierher gehörigen Büchern bilden die erste Gruppe die rechtmäßigen Ausgaben, welche wieder in die älteren (bis 1512) und die späteren (bis 1553) zerfallen. Als solche ältere sind zu bezeichnen

1. Basel 1494. 4° (nach Zarnckes Bezeichnung A).
2. Basel 1495. 4° (B).
3. Basel 1499. 4° (C).
4. Basel 1506. 4° (D).
5. Basel 1509. 4° (E).
6. Straßburg 1512. 4° (F).

Die drei ersten Ausgaben sind bei Brants Freunde Johann Bergmann von Olpe gedruckt, angeblich auch D, doch lassen die Typen auf Nicolaus Lamparter schließen, und wir wissen, daß sich Bergmann schon 1501 von der Druckerei zurückzog. E nennt denn auch N. Lamparter als Drucker. Der erste Straßburger (rechtmäßige) Druck ist von Matthys Hüpfuff. B ist gegen A um zwei Narren (Kapitel) vermehrt sowie um einige Holzschnitte, C enthält zuerst die Protestation (inzwischen war der Nachdruck zu Nürnberg und die unrechtmäßigen Umarbeitungen zu Straßburg und Augsburg erschienen). C ist nach B hergestellt, der Druck von D, E, F schließt sich an B C an, ist aber fehlerhaft.

7. Frankfurt 1553. 8° durch Hermann Gölfferich (e).
8. Frankfurt 1555. 8° durch denselben (f).
9. Frankfurt 1560. 8° durch Weygand Han (g).
10. Frankfurt 1566. 8° durch Georg Haben und Weygand Hanen Erben (h).

11. Basel 1574. 8° durch Sebastian Heintze Petri (k).
12. Frankfurt 1625. 8° bey Jakob de Zetter (l).

Diese späteren Ausgaben bringen Veränderungen an, teils um die Sprache und den Vers den Anforderungen einer anderen Sprachperiode, teils um den Inhalt der protestantischen Anschauung gemäßer zu machen. k giebt einen für die Zeit gewiß wertvollen Kommentar in Gestalt der von Nicolaus Höniger von Tauber-Königshoffen ins Deutsche übertragenen Predigten von Geiler von Kaisersberg und nennt sich auf dem Titel Welt Spiegel oder Narren Schiff zc. l erscheint als zweiter Teil der Schelmenzunft Murners beigegeben.

Die zweite Abteilung bilden die alten Nachdrucke, nämlich

1. Neutlingen 1494. 4° (a) ohne Namen des Druckers.
2. Nürnberg 1494. 4° (b) von Peter Wagner.
3. Augsburg 1494. 4° (c) bey Hans Schönsperger.

Drittens sind die mit eigenmächtigen Kürzungen und Zusätzen versehenen Überarbeitungen zu nennen:

1. Straßburg 1494. 4° (N) ohne Druckernamen.
2. Augsburg 1495. 4° (n) von Hans Schönsperger.
3. Augsburg 1498. 4° (o) von demselben.
4. Augsburg 1531. 4° (H) durch Heinrich Stagner.
5. Straßburg 1540. 4° (J) beim N. Jakob Cammerlander.
6. Straßburg 1545. 4° (Q) bei demselben.
7. Straßburg 1549. 4° (R) bey Wendel Kihel.
8. Straßburg 1564. 4° (S) durch Jostam Kihel.
9. Zürich 1563 (Z) bei Froshower.
10. Hasleben (Frankfurt) 4° (K) 1629.
11. Freystadt gedruckt in diesem Jahr. fol. (L) durch Wahrmond Zocoserius.

Die zu dieser Gruppe gehörigen Texte stellen sich natürlich sehr verschieden zu ihrer Vor- oder Grundlage. Eine Unterabteilung bilden H, J, K, L, indem sie einzelne Partien des Narrenschiffes sich aneignen, und zwar H und K entschieden in der dolosen Absicht, die Entlehnung zu verbergen und das Gestohlene als Eigenes an den Mann zu bringen. Dies drückt sich in der Wahl der Titel aus. H nennt sich „Ein nützlich Büchlein zc.“, und der Plagiator giebt seinen vollen Namen Hans Hürburger an. K stellt sich als die mit einem Anhang, der eben das unrechte Gut enthält, vermehrte Auflage eines 1593 erschienenen Gedichtes „Hasen-Jagd“ dar. J nennt sich ehrlich „Das kleine Narrenschiff“ und führt auch Brant als Urheber an. L betitelt sich als „Wohlgeschliffener Narren-Spiegel“. Die anderen sind interpolierte Bearbeitungen, beziehungsweise auf solche zurückgehende Ausgaben. N nämlich, veranstaltet von Grüninger in Straßburg und von einem Geistlichen oder Mönch bearbeitet, der aber mit seiner Arbeit dem aus Spekulation eilenden Drucker nicht folgen konnte, weshalb er nur die erste Hälfte nach seiner Weise

unmodelte, liegt n und o so zu Grunde, daß sie als Nachdrucke davon erscheinen. N hat den Titel „Das nūw schiff von Narragonia“, welchen n und o nur in „neū narrenschiff von narragonia“ abänderten. Q hatte die interpolierte (N) zusammen mit der ersten Ausgabe (N und A) als Vorlagen, ist in protestantischem Sinne überarbeitet und nannte sich „Der Narren Spiegel. Das groß Narrenschiff“. Hiervon sind R (Titel ebenso) und S (Das groß Narren Schiff) neue Auflagen. Z ist nicht mehr vorhanden, nur von Leonhard Meister 1777 beschrieben.

Endlich sind folgende Übersetzungen zu nennen.

a) ins Lateinische von Jakob Locher (Philomusus Sueuus): *Stultifera Navis* 1497 (Basileae) Kal. Mart. 4<sup>o</sup> (bei Olpe) — noch einmal Basileae Kal. Mart. 1497. 4<sup>o</sup> — Augustae Vindelicorum 1497. Kal. April. 8<sup>o</sup> — Argentorati 1497. Kal. Jun. 4<sup>o</sup> — Basil. 1497. Kal. Aug. 4<sup>o</sup> — Basil. 1498. Kal. Mart. 4<sup>o</sup> — Basil. 1572. 8<sup>o</sup>. Nach Locher von Jodocus Badius Ascensius: Paris 1498 b. G. de Marnes 8. — Lugduni 1498. 4<sup>o</sup> — Argentorati b. Joh. Prufs 1502. 4<sup>o</sup> — mit Wimpfeling's Vorrede. — Paris 1505. 4<sup>o</sup> — Basil b. Nic. Lamparter 1406 (soll heißen 1506) 4<sup>o</sup> — Basil. 1507. 4<sup>o</sup> — Paris 1515. 4<sup>o</sup>.

b) ins Niederdeutsche. *Dat narren schyp*. Lübeck 1497. 4<sup>o</sup>. — *Dat nye Schip von Narragonien*. Rostock. L. Dieß 1519. 4.

c) ins Französische: Paris 1497. Fol. — ebenda o. J. Fol. — Lyon 1498. Fol. — 1499. Fol.

Der Übersetzer der erstgenannten Ausgabe hieß Pierre Riviere, der der Lyoner, von der es eine neue Auflage von 1579 giebt, Jehan Droyn. Ersterer übertrug in Versen, letzterer in Prosa.

d) ins Niederländische: Paris, Guy Marchand 1500. 4<sup>o</sup> — Brüssel 1548. 4<sup>o</sup> — Antwerpen 1584. — Leyden 1610. 4<sup>o</sup> — Amsterdam 1635. 8<sup>o</sup>.

e) ins Englische: London 1509. Fol. — London 1509. 4<sup>o</sup>. — London 1517. 4<sup>o</sup>. — London 1570. Fol.

Von diesen Ausgaben sind die erste und vierte die der Übersetzung in Versen von Alexander Barclay, die beiden andern geben die prosaische Bearbeitung des Henry Watson.

Neue Ausgaben des Narrenschiffs sind die von A. W. Strobel (Queßlinburg 1839. 8<sup>o</sup>), die in Scheibles Kloster (1845), die Zarncke'sche (Leipzig 1854. 8<sup>o</sup>) und die von Goedeke (Leipzig 1872).

Karl Simrock lieferte eine Übertragung in das jetzige Deutsch (Berlin 1872). Die Barclaysche Übersetzung ist neu gedruckt zu Edinburgh (und London) 1874 in 2 Bdn.

Wenn wir diese bibliographische Übersicht ansehen, erhalten wir den anschaulichsten Eindruck von den überaus glänzenden Erfolgen des merkwürdigen Buches. Zugleich lehrt uns dieselbe, daß das Werk in den Augen vieler Zeitgenossen eine geistliche oder mönchliche Zuthat vertragen konnte, eine Anforderung, der durch die Überarbeitung N Rechnung getragen ward. Daß späterhin der Protestantismus sein Interesse durch

Beränderungen auf den Text einwirken ließ, erscheint selbstverständlich. Man sieht auch deutlich aus den Jahreszahlen, daß die hereinbrechende Sturmflut der Reformation eine Zeitlang dem Narrenschiff die Teilnahme des Publikums entzog. Auch die von Brant's Dialekt sehr abweichende, sich durch Luthers Schriften zumeist feststellende Schriftsprache machte ihre Ansprüche geltend. Endlich ist es interessant zu beobachten, ein wie großes Publikum die lateinische Übersetzung fand, es waren die Gelehrten, die sich nun einmal die lateinischen Narren vorzogen.

Wer sich mit Überwindung der mancherlei Schwierigkeiten in das Narrenschiff tüchtig einliest, wird darüber nicht in Zweifel sein, daß der Erfolg der Dichtung ein wohlbegründeter war. Der Hauptreiz liegt in der Popularität, Anschaulichkeit und Prägnanz der Ausdrucksweise. Von jeher haben moralisierende Schriftsteller durch Bündigkeit und das Treffende des Ausdrucks, womit sie gleichsam den Empfindungen und Lebenserfahrungen des Lesers Worte verschafften, Glück gemacht. Hiermit und mit den häufigen Anlehnungen an bewährte Autoritäten und Meister hängt der aphoristische Charakter des Stils eng zusammen. Er bedingt es, daß man weniger Lust verspürt, das Buch von vorn bis hinten durchzulesen, als sich darin nach hübschen Stellen umzusehen oder, wie treffend gesagt worden ist, man liest es nicht, sondern man liest darin und kann überall anfangen. Für den, der die Worte und den Sinn der Redewendungen erst versteht, ist tiefes Nachdenken niemals erforderlich. Es ist eben der Ausdruck des simplen praktischen Verstandes, der in der Zeit der gewaltigsten Aufwühlung der Geister auch sein Recht haben wollte. Gerade daß Brant nicht auf die Ideen der Zeit eingeht, machte sein Buch denen wert, die ihren ideenlosen Verstand beschäftigen wollten, für ihren einfachen Empirismus einen entsprechenden Ausdruck suchten. Solche Menschen giebt es immer und überall genug, und deshalb nimmt uns weder das Lob der Zeitgenossen, eines Tritheim, Wimpfeling, Locher, Gutten, noch der große Einfluß des Narrenschiffes auf die verwandte Litteratur der Folgezeit, der sich überall aufweisen läßt, wunder. Für eine ganze Reihe von Schriftstellern, unter denen Thomas Murner der bedeutendste ist, wurde Brant Muster und Fundgrube, zwar nicht für zeitbewegende Gedanken, aber für Begriffe und den volkstümlichen Ausdruck, Stil und Ton. Es ist Zarncke's großes Verdienst, mit viel Umsicht und Ausdauer dies in seiner Einleitung und dem Kommentar nachgewiesen zu haben, sicher lassen sich aber bei umfassender Lektüre der Zeitslitteratur noch viele weitere Beziehungen und Einflüsse nachweisen. So erscheint das Narrenschiff auf einer Seite als eine die Strahlen sammelnde, auf der andern als eine sie wieder nach allen Richtungen hin verstreuende Linse, bei aller Anspruchslosigkeit eines der monumentalsten Werke der Weltlitteratur.

Schließlich soll nicht übergangen werden, daß auch die äußere Ausstattung des Buches einen Teil seines Wertes für seine Zeit ausmachte und die alten Ausgaben dadurch zu typographischen Kleinoden, dem

Entzücken der Bibliophilen, geworden sind. Mit einem Worte, das Narrenschiff ist eines der ausgezeichnetsten Bilderbücher, vergleichbar in seiner Art etwa nur noch mit den Hogarth'schen Kupferstichen. Die Holzschnitte welche den einzelnen Kapiteln beigegeben sind, gehören zu den bedeutendsten, geistreichsten und geschichtlich lehrreichsten aus der ersten Glanzperiode jener Kunst, die erst in unserem Jahrhundert wieder sich diesen Namen verdient hat. Wir wissen nicht, wieviel Anteil Brant, der selbst zeichnete, an diesem wertvollen Schmucke seines Werkes hat, auch ist uns der Name des Künstlers oder vielmehr der Künstler nicht erhalten, denn es lassen sich wenigstens fünf verschiedene Hände von den Kennern unterscheiden, aber die besten unter den Platten stellen, wie Zarncke mit Recht sagt, eine würdige Schule Holbeins dar. Der Herausgeber hat also gewiß das Recht und die Pflicht, dem Verleger im Namen des deutschen Publikums den wärmsten Dank für die Wiedergabe dieses wesentlichen Attributs unsers Werkes auszusprechen.

Wir geben den Text der ersten Ausgabe nach Zarncke mit Beseitigung nur des zwecklosen und inkonsequenten y und mit einer von uns hergestellten Interpunktion, ohne die, wie uns bedünken will, mancher Leser abgescreckt werden dürfte.

Felix Bobertag.

### (Profession der Ausgaben CDEF.)

Vor hab ichs narren schiff gedieht,  
 Mit grosser arbeit vff geriecht,  
 Vnd das mit doren also geladen  
 Das man sie nit durfft anders baden,  
 5 Ein jeder het sich selbs geriben.  
 Aber es ist dar bi nit bliben,  
 Bil mancher hat noch sin gedunden,  
 Noch dem villicht er hatt getruncken,  
 Nun rimen wellen dar an henden.  
 10 Die selben soltten wol gedenden,  
 Das sie vor sassen in dem schiff,  
 Dar inn ich sie vnd ander triff,  
 Hetten ir arbeit wol erspart.  
 Diß schiff mit altem segel fart  
 15 Vnd düt glich wie das erst vß fliegen,  
 Loßt sich mit schlechtem wind benügen.  
 Wor ist, Ich wolt es han gemert,  
 Aber min arbeit ist verkert  
 Vnd ander rimen drin gemischt,  
 20 Denen kunst, art vnd moß gebriß,  
 Min rimen sint vil abgeschnitten,  
 Den sinn verlürt man in der mitten.

1. Vor, vorher, früher. — 2. vff geriecht, zustande gebracht. — 3. doren, Thoren. — 4. nit durfft anders baden, nicht nötig gehabt hätte, sie noch anderweitig abzuwaschen. Baden, zwagen, reiben werden häufig bildlich vom Verspotten, Durchziehen der Narren gebraucht. — 5. Bil mancher, gar mancher. — 6. vor, vgl. 3. 1; hier = so wie so schon. — 7. triff, treffe, nämlich mit meinem Tadel. — 8. mit altem segel fart, ist unverändert. — fart, fährt. — 9. Loßt, läßt. — benügen, begnügen. — 10. Wor ist, wahr ist's. — Ich . . . gemert, ich wünschte es zu erweitern, zu vervollständigen, d. h. ich würde wohl mehr Narren aufnehmen, aber wie es die Nachdrucker gemert haben, da ist meine Arbeit verdorben, hat ihr Ziel verfehlt, ihren Wert verloren. — 11. moß, Maß. — gebriß, gebriert, fehlt.